

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 41

Artikel: Das Verbrechen der Elise Geitler [Fortsetzung]

Autor: Kesser, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XV. Jahrgang
1925

Bern
10. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Zwei Gedichte von C. F. Meyer.

Ewig jung ist nur die Sonne.

Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn—
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilf'gem Grunde, wo die müde Lache liegt,
hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Slut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herd—
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön. Igetön

Ein bisschen Freude.

Wie hielt sich ein verlass'nes Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein, mit ein bisschen Freude!

Wie flieht sich ein zerissner Kranz,
Den jäh der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bisschen Freude!

Wie fühnt sich die verjährte Schuld;
Die bitterlich bereute?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büherhaft und Ungeduld?
Nein. Mit ein bisschen Freude.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Bon Hermann Kesser.

Der blaue Tag blendete ihre Augen. Ueberall strahlte ihr Helligkeit entgegen, von den Blumenbeeten, auf denen die weißen und gelben Margueriten standen, von den flimmernden Hügelwiesen hinterm Haus, von den beglänzten Buchenstämmen am Ufer und den Silberweiden am Steg. Selbst die alten Wände des weißen Hauses glänzten, und es glänzte auch alles, was hier alt und gebrechlich war, die rostbraunen Ziegel auf dem hohen Satteldach und der grüne kleine Balkon vor ihrem Zimmer, auf dem jetzt Elise mit ihrem strengen und ernsten Gesicht das Bettzeug an die Sonne breitete.

Wie kräftig sie noch immer ist, dachte Gertrud und sah der Alten zu, wie sie mit ihren bestimmten Bewegungen die Decken glattstrich und die Kissen schüttelte und dabei doch sorgsam und fein mit den Sachen umging, wie es nur alte Leute tun, für die an jedem Gegenstand ihrer Umgebung Erinnerungen haften.

Jetzt hörte Gertrud über dem Rauschen des Baches, wie Elise im Treppenhaus mit der Bauernmagd knurrte, die dort auf den Knien die Stiege scheuern mußte. Dann tauchte das graue Schurzkleid der Alten in der großen Stube zu ebener Erde auf und sie gewährte, wie die Diennerin mit dem Staublappen über alle Möbel huschte und vor dem Glasschrank auf einen Sessel stieg.

Eine Frage brannte mit einem Male in Gertrud, aber sie behielt sie für sich, weil Elise gerade daran war, über

dem Glasschrank über die großen Brustbilder der Eltern zu wischen, die dort in ihrer gemalten Feierlichkeit das Zimmer beherrschten, der Vater in seinem grünen Ulanenrock und in gescheitelten, schwarzen Haaren, wie es die Kinder nie an ihm gesehen hatten, die Mutter im Spitzenkragen der alten Zeit, trotz ihrer Mädchenanmut schon im Schatten leidender Züge, aber doch mit viel Güte um den feinen Mund und die dunklen Augen. Diesen Bildern, von denen Gertrud zu sagen pflegte, sie sähen je nach dem Dunkel und der Sonne im Zimmer bald verdrießlich bald fröhlich dreyin, nahte Elise immer mit Ehrfurcht und brachte es, wenn sie unter den starren Augen der Toten über das goldene Rahmenwerk rieb, nicht über sich, ein Wort vor sich hinzusprechen, und ließ lieber, wenn man sie anrief, die Arbeit. War aber Gertrud zur Stelle, da schaute sie wohl unter dem alten Bilde der Mutter nach dem jungen Gesicht der Tochter, und auf der Stirne der Diennerin richtete sich dann eine Spur von Zufriedenheit auf.

Der Rahmen war wieder blank. Wie einer Eingebung gehorchend, neigte sich Elise mit einem Male in den morgenhellen Tag hinaus, hielt die Hand vor die Augen und betrachtete wie erstaunt die Fülle von Licht und Glanz.

„Elise!“, Gertrud hatte sich erhoben und eilte über den Kiesweg zu ihr, „Elise, ist nicht morgen dein Tag?“

Die alte Frau am Fenster, die auf den ersten Ruf hin ihr ernstes und strenges Aussehen verloren und sich

froh nach dem heranspringenden Mädchen gewandt hatte, kam bei der Frage plötzlich aus ihrer behaglichen Haltung und fiel in ihrer Freudigkeit sichtlich zusammen.

„Ja, der ist morgen...“, machte sie beinahe erschrocken, und versann sich so sehr, daß es eine Weile dauerte, bis sie wieder hergestellt war und ihren Dank sagen konnte, daß Gertrud des Tages, den sie einmal im Jahr nach altem Herkommen außerhalb des Hauses zubrachte, nicht vergessen habe. Sie und der Bruder, teilte ihr Gertrud mit, würden, worauf sie sich freue, das Mittagsmahl in der Stadt nehmen und erst gegen Abend wieder in Berligenfeld sein, so daß Elise ohne Sorge mit ihrer Zeit schalten könne. Ob sie denn nicht froh sei, morgen ihre eigene Herrin zu sein?

„Freilich, freilich“, versetzte die Alte, in einem bereitwilligen Ton, auf ihrem Gesicht aber lag es nun unhell und müd. Sie trat mit den Worten: „Ich hab' noch viel zu tun“ vom Fenster zurück, fuhr wenige Augenblide später mit einer harten Rüge an die Magd im Hausgang und verschwand im Gemüsegarten, wo sie sich auf die schwarze Erde kniete, einen Salatstock mit den Händen faßte und bei dieser Beschäftigung förmlich erstarre.

Schon dreimal war Gertrud von einem Ende des Gartchens bis zum andern gegangen, und so oft sie an die Ecke des Hauses kam, wo man über den niederer Bretterhag und die blühenden Reben daran den Blick nach den Gemüsebeeten hatte, sah sie Elise wie an den Händen in der Erde festgehalten, regungslos vornübergebeugt und ohne ein Zeichen von Leben, wie es nur bei Menschen geschehen kann, die unter dem Zwang einer Schicksalserinnerung für jedwede Bewegung und Arbeit erlahmen und mit toten Gliedern nach innen schauen.

Wunderlich kam sie sein, meinte Gertrud für sich, und lenkte in einer dunklen Unlust nicht mehr an die Ecke des Hauses zurück. Es fiel ihr ein, daß sie die Alte niemals fröhlich gesehen hatte, erst recht nicht an jenen seltenen Tagen, wo sie in einem altmodischen schwarzen Seidenkleid und einem Rappottehut mit blauen Kornblumen feierlich und einsam ihres Weges ging, um, wie sie sagte, die Seelenmesse für ihre Eltern zu hören. Die Dienstboten in der Stadt hatten erzählt, wie dann die Alte in einem Blumenladen den schönsten Kranz kaufte und immer mit demselben alten Kutscher, der seit Menschengedenken am Berligenfelder Tor stand, aufs Dorf hinausfuhr. Ein Jahr kam, da saß Elise mit zwei, aber entsprechend kleineren Kränzen in ihrem Wagen. Das war, als der kränkliche junge Mensch aus dem Leben geschieden war, den Gertrud als kleines Kind einmal durch die Türspalte in Elises Kammer erblickt hatte, wie er heißhungrig von einem vollen Teller aß. Der Kranz war, wie Elise einmal kurz und trüb berichtete, der Sohn eines in der Fremde verschollenen Bruders, hatte als ein von Geburt an mit Schwäche Geschlagener niemals zu einer rechten Arbeit getaugt, verdiente sein Brot mit Botengängen und lag häufig siech und krank darnieder. Er kam wunderselten in das Sohrsche Haus, Elise führte ihn dann durch die Hintertreppe hinein und hielt ihn auch wie versteckt, so daß man nichts von ihm sah. In einer kleinen Gasse, darüber glaubte sich Gertrud nicht zu täuschen, war er ihnen einmal entgegengekommen, Elise hatte bei seinem Anblick fester nach der Hand des Mäd-

chens gegriffen, der heißhungrige Esser aber war ohne sie anzusehen scheu in die nächste offene Haustüre geschlichen, worüber die Kleine ihr Erstaunen äußerte. Elise aber wollte nichts bemerkt haben und ging verdrießlich über den Vorfall weg.

Dies alles tauchte an diesem Morgen, wie wenn der Anblick Elsens darnach gerufen hätte, vor Gertrud auf und ging wieder von ihr. Doch kam eines zum andern und so besann sich Gertrud auch noch darauf, wie an jenem Novembertag, da der Neffe beerdigt wurde, um Elise ein steifer und schwarzer Schleier hing und wie dieser Anblick ihre Kinderneugier so sehr ergriff, daß sie von nichts anderem redete und alles mögliche zu wissen begehrte, bis der Vater dazugekommen war und ernst bemerkte, daß es für den Menschen, der gestorben wäre, und auch für Elise ein Glück sei. Gertrud aber hatte dann nur im Stillen ihre Vermutung, warum das Sterben ein Glück bedeute, dahin und dorthin gelenkt und das Ereignis bald aus dem tändelnden Sinn verloren. Mit den Kindern aber ging Elise seither niemals mehr auf den Berligenfelder Kirchhof. Es war auch die Zeit zu Ende, da sie an der Seite der Alten spazieren durften. Fremde Fräuleins, die sich der Vater zur Erziehung der Kinder vom Auslande holte, Fräuleins, die mit Elise kaum ein Wort wechselten, kamen und verschwanden wieder, nachdem sie mit den Geschwistern vor Hesten und Büchern gesessen waren. Gertrud verbrachte einige Jahre in einem von geistlichen Schwestern geleiteten Institut und Elise erkundigte sich nur schüchtern bei den Kindern, was sie gelernt und gearbeitet hätten.

An einem Sommertag kam es freilich dazu, daß in den Geschwistern die Erinnerungen an den Berligenfelder Friedhof schön und farbig aufleben konnten. Man feierte das hundertfünfzigjährige Jubiläum der Berligenfelder Bauernschlacht, und der Vater war in seiner Paradeuniform mit den Kindern hinausgefahren, um das Schauspiel zu sehen. Außerhalb der Friedhofmauer standen die Kinder mit ihm in den hohen Wagen, von dem aus der Vorgang gut zu überschauen war, und erblickten auch bald inmitten der wehenden Bannerseite bekränzter Fahnen ein Häuflein würdiger alter Leute, das vor dem Denkmal postiert war. Unter ihnen war auch ihre Elise, die unter den direkten Nachkommen der Helden von Berligenfeld ihren Platz hatte und von einem jungen Prinzen des königlichen Hauses, wie alle die Alten, eine silberne Medaille an die Brust gesteckt bekam, wobei sie eine demütige Verbeugung zu machen hatte. Es war ein großer Lärm von Reden, Kanonen-schüssen und schmetternder Blechmusik. Die Blumen auf den Grabhügeln waren durch Hunderte von begeisterten Füßen zerstampft, als am Schlusse, nachdem sich die Menge zerstreut hatte, der Oberst, von Elise geführt, mit den Kindern den Gottesacker betrat. Er wünschte das Grab ihrer Eltern zu sehen, und Elise ging gesenkten Hauptes voraus, wies dann nach einem schwarzen Holzkreuz auf einem kleinen von Geranien umfriedeten Hügel, darin eine neue schwarze Tafel schräg in die Erde gesteckt war. Und als der Oberst die Inschrift las, brach die alte Frau schluchzend zusammen und küßte ihm ein-übers anderem dankend die Hand. Gertrud aber, die im halblangen Kleidchen dabei stand, wußte nicht, wie sie sich das Geschehnis zusammenreimen solle, und der Vater, der sonst kaum über Elise sprach, sagte, nachdem

sie wieder allein waren: „Sie hat ein schweres Leben gehabt.“

Es begab sich nicht häufig, daß Gertrud in solchen Betrachtungen über Elise verweilte. Sie ließ sich von ihr wie von einem anhänglichen Tier umhängen und dachte nicht weiter darüber nach, wie es einmal werden solle, wenn die Dienerin die Augen schließe. Nach dem Tode des Vaters war davon die Rede gewesen, Elise in einer städtischen Versorgungsanstalt unterzubringen, aber die hatte sich gegen das Gnadenbrot in der Gesellschaft neidischer und jänkischer Pfründner gewehrt, der Vormund aber ließ dann den Plan um so bereitwilliger fallen, als auch, wie er berichtete, ein anderer, heiliger Grund, den er nicht nennen könne, das Vorhaben erschwere.

Nun lebte die Alte seit bald fünf Jahren mit den Geschwistern in dem stillen Hause zusammen, umhielt sie mit einer Fürsorge, die jedes Verhältnis, wie es zwischen Dienstboten und einer Herrschaft besteht, aufhob, wurde ins Vertrauen gezogen, wann immer es etwas zu beraten gab, genoß das bescheidene Glück der Unentbehrlichkeit und fiel trocken mancher Laune nie zur Last.

Gertrud sah sich um.

Die Sonne war höher gestiegen und zitterte in der klaren Luft, der Bach lärmte lauter, von den Häusern am Hügel stieg der Rauch kerzengerade empor, auf der Uhr des Kirchturms rückte der Zeiger auf die zehnte Stunde zu. Aus dem Wäldchen am Ufer drangen Stimmen und das Geräusch von Sägen und Hacken. Holzfnechte waren dort daran, angegeschwemmte Bäume aus dem Gestüpp zu lösen, die das Hochwasser vom März an die Ufer getrieben hatte. Dies war für die Berligenfelder eine Woche voll Aufruhr und Angst gewesen, denn der Bach, der im Hochsommer oft nur wie ein dünner schaumiger Streifen aus dem nahen Gebirge kam, war ausgetreten und die Hütten am Fluß stakten bis an die Fenstergeimse im grauen Wasser. Das Sohrsche Landhaus, wo der Bach tief und verschluchtet dahinströmte, war zwar heil geblieben und nicht bedroht. Gleichwohl aber hatten die Geschwister, bis sich die Wasser wieder verließen, einen Gasthof in der Stadt bezogen, Gertrud konnte sich allabendlich in einem weiten von glitzernden Kronleuchtern erhellten Saal aufhalten und hatte auch dreimal getanzt.

Das war jetzt vorbei. Alles war ruhig geworden, grün und hell und auch sonnig. Aber es geschah nichts in dieser hellgrünen Sonnigkeit.

Drinnen im Haus erklang wieder die Geschäftigkeit Elisens und der von ihr befeuerten Magd. Sie machten sich an den Fenstern zu schaffen, die aus den Angeln gehoben und hinterm Haus abgewaschen wurden.

Gertrud träumte sich in ihr Buch und in eine bewegte Erzählung von abenteuernden und liebenden Menschen hinein.

* * *

Es traf sich, daß am Nachmittag desselben Tages eine alte Freundin der Familie, von den Geschwistern losend Tante geheißen, in Berligenfeld ihre Aufwartung mache und Gertrud bis zum Abend hihielt. Tante Julie, ein armes adeliges Fräulein, eine Beamtentochter, die ledig geblieben war und sich mit Sprachstunden durchhalf, galt allenthalben als ein verschrobenes Menschenkind. Sie lebte,

seitdem in ihrem eigenen versandeten Dasein nichts mehr zu erledigen war, für das Schicksal der anderen, und brachte denn auch in das weiße Haus und zu dem jungen Mädchen ihren großen Vorrat von Teilnahme und Besorgnis mit, den sie in ihrer umständlichen Art vor sich hinbreitete, wobei sie sich auf die Liebe zu Gertruds verstorbenen Eltern berief, die, verschönert und ins Große gesteigert, in allen ihren Ratschlägen, Belehrungen und Aufklärungen wiederkreierten.

Elise sah bald, wie heute der vertrocknete Mund des alten Fräuleins eifrig auf das heiße und rote Gesicht Gertruds einsprach und wie das Mädchen zusehends ernster wurde. Was da verhandelt wurde, vermochte sie, während sie hin und wieder nach der Gartenlaube Ausschau hielt, wohl zu ahnen. Erstreckte sich doch die Mitteilesamkeit des alten Fräuleins auch auf die alte Dienerin des Hauses, die ihrer Besorgtheit um Gertrud häufig Auskunft erteilen mußte und darum auch im Vertrauen erfuhr, daß das alte Fräulein dem müßigen Tag des „Kindes“, wie sie sich ausdrückte, nicht ohne Einwände zusah und ihm eine Tätigkeit wünschte, damit der „Unrat von bösen Gedanken, der in jungen und unbeschäftigte Mädchenköpfen von selber blühe, ohne daß er mit Wasser beneckt werde“ nicht aufwachse. Das war die Ursache, warum auch heute das Fräulein wieder mit einem Vorschlag kam, den sie sich schon längst zurechtgelegt hatte und dem schlecht verhexten Widerstreben des Mädchens diemal schonungslos anpries. Indes sich die warme Sonne immer tiefer auf den Waldrand herabsenkte und Gertrud gerade im Schatten der Uferbäume einen heiteren Zug von trabenden Reitern und Reiterinnen erblickte, die sich auf dem Nasenweg an der Seite der Straße hoch und vergnügt im Sattel hoben, malte ihr die alte Dame das Bild von einer eintönigen Flucht weißgetünchter Anstaltssäle, in denen Gertrud, einen schwarzen Stoffgürtel um ein grünes Uniformkleid, als Lehrerin vor kleinen Kindern stehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Am 11. Oktober jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des großen Schweizerdichters. Es gibt Leute, die ihre Mitmenschen nur nach den materiellen Gütern einschäkeln, die sie sich erworben oder die sie geschaffen haben. Ihnen zu lieb seien nachstehend einige Zahlen genannt. Es haben die Werke C. F. Meyers laut Mitteilung ihres Verlegers, H. Haessel-Verlag in Leipzig, folgende Auflagen erreicht bis zum heutigen Tage: *) Huttens letzte Tage: 395, Engelberg: 150, Türg Jenatsch: 320, Amulett: 75, Der Schuß von der Kanzel: 73, Der Heilige: 227, Plautus im Nonnenkloster: 61, Gustav Adolfs Page: 50, Das Leiden eines Knaben: 56, Die Hochzeit des Mönchs 96, Die Richterin: 76, Die Versuchung des Pescara: 195, Angela Borgha: 202. Dazu kommen die gesammelten „Gedichte“ von 1882: 244 Auflagen und die Novellen Sammelbände Band I: 214 und Band II: 211. Zusammengezählt ergibt sich eine Gesamtzahl an Meyer-Bänden von zwei bis drei Millionen und eine volkswirtschaftliche Bedeutung des ganzen Dichterwerkes, die der des Lebenswerkes eines gewöhnlichen Bürgers, auch wenn dieser nur materielle Werte erzeugte, um ein Vielfaches überlegen ist. Nicht eingerechnet in diesen Zahlen sind die Abdrücke in Sammlungen und Zeit-

*) Wir nennen die Werke in chronologischer Reihenfolge.